

Reise nach Zentralbrasilien

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 15

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637221>

Nutzungsbedingungen

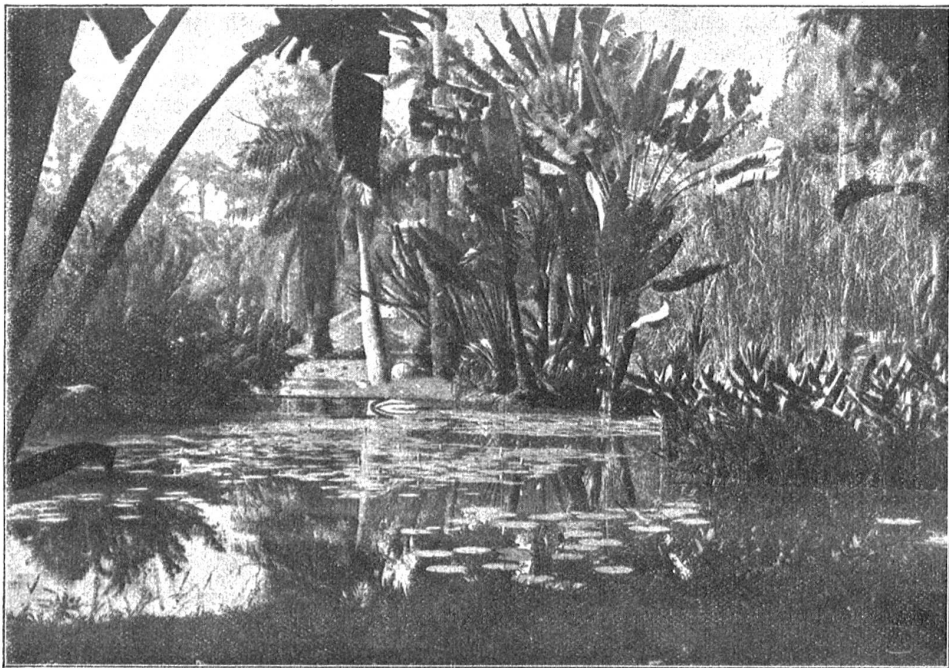
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Teilpartie aus dem botanischen Garten in Rio de Janeiro.

Reise nach Zentralbrasilien.

Ein junger Zürcher Gelehrter, Dr. S. Hintermann,*) hat in den Jahren 1924/25 eine Reise nach dem unerforschten Zentralbrasilien unternommen. Der Weg führte ihn, nachdem er im wunderschönen Rio de Janeiro angekommen war und den dortigen fabelhaft ausgestatteten botanischen Garten besucht hatte, auf dem Urwaldexpres ins Innere, nach dem nur auf kleinen Flußdampfern erreichbaren Hauptorte des Staates Matto Grosso, der den Namen Cunaba trägt.

Unterwegs machte er jedoch der Schlangenfarm von Butantan einen Besuch. Eine Schlangenfarm ist wohl Grund genug, um eine Reisefahrt für ein paar Tage zu unterbrechen. Es ist nicht etwa ein verrückter Engländer, der auf die Idee kam, Schlangen auf einer Farm zu züchten, hauptsächlich Giftschlangen, es ist auch nicht ein gerissener Yankee, der sich ein Geschäft machen will, indem er den Indianern zum Eintünchen der Pfeilspitzen Schlangengift gegen altes Inlagold und gelbe Riodiamanten liefert — nein: die brasilianische Regierung hat die Farm gegründet. Hier werden die verschiedenen Schlangengifte untersucht, Serum wird gewonnen gegen jedes einzelne der Gifte und ein allgemeines gegen Schlangenbisse, und man züchtet die ungefährlichen, aber giftschlangenfressende Massuranaschlange. Die Sera werden zu billigstem Preise über das ganze Land verbreitet, denn Brasilien ist ziemlich schlangenreich. In der Farm leben die Reptilien in heuschreckenähnlichen Behausungen, die auf freien Plätzen stehen. Ein ziemlich breiter Bach trennt das Land von der Umfassungsmauer, die nur ganz niedrig ist. Den schwimmenden Schlangen gelingt es nicht, über die Mauer zu springen, weil sie nur dann überhaupt springen können, wenn sie zusammengerollt sind. Die Einheimischen fürchten sich nicht vor Überraschungen von ausgestreckten Schlangen, die mit Vorliebe sich an Dorfrändern und in Kulturen einnisten, wo sie Mäuse, Ratten, Kröten und dergleichen Getier suchen. Wenn aber ein Mensch unerwartet auf eine zusammengerollte Schlange zutrifft, so springt sie ihm fauchend gerade ins Gesicht, und ihr Biß ist dann doppelt gefährlich, weil in der Nähe des Gehirnes.

S. Hintermann: Unter Indianern und Riesenschlangen, Verlag Grethlein & Co., Zürich-Leipzig. 330 S., Gr. 8. Preis Fr. 20.—.

Mit der Serumgewinnung hatte die Regierung Erfolg. Die auf Schlangenbisse zurückzuführenden Todesfälle verringerten sich. Die Farm kauft im ganzen Lande lebende Giftschlangen auf; die Regierung erläßt Broschüren mit Anleitungen zum gefahrlosen Fang der Reptilien und schickt Ärzte als Vortragende herum, die den Einwohnern den Gebrauch der Injektionspritze und der Sera vordemonstrieren.

Auf der Flußreise den Paraguai hinauf, der dort viele Krümmungen macht, trafen die Reisenden auf ganze Herden von Krokodilen, die träge auf den Sandbänken lagen. Erst, wenn man ihnen aus Winchesterbüchsen mehrere Schüsse in den faulen Leib jagte, so geruhten sie, langsam ins Wasser zu gleiten — es ließ sich keines zum Ausstopfen erwischen. Merkwürdigerweise ist diese Krokodilart für die Menschen ungefährlich. Indianerkinder baden 30 Meter von ihnen entfernt, ohne belästigt zu werden, obschon die gleiche Kro-

entfernt, ohne belästigt zu werden, obschon die gleiche Kro-

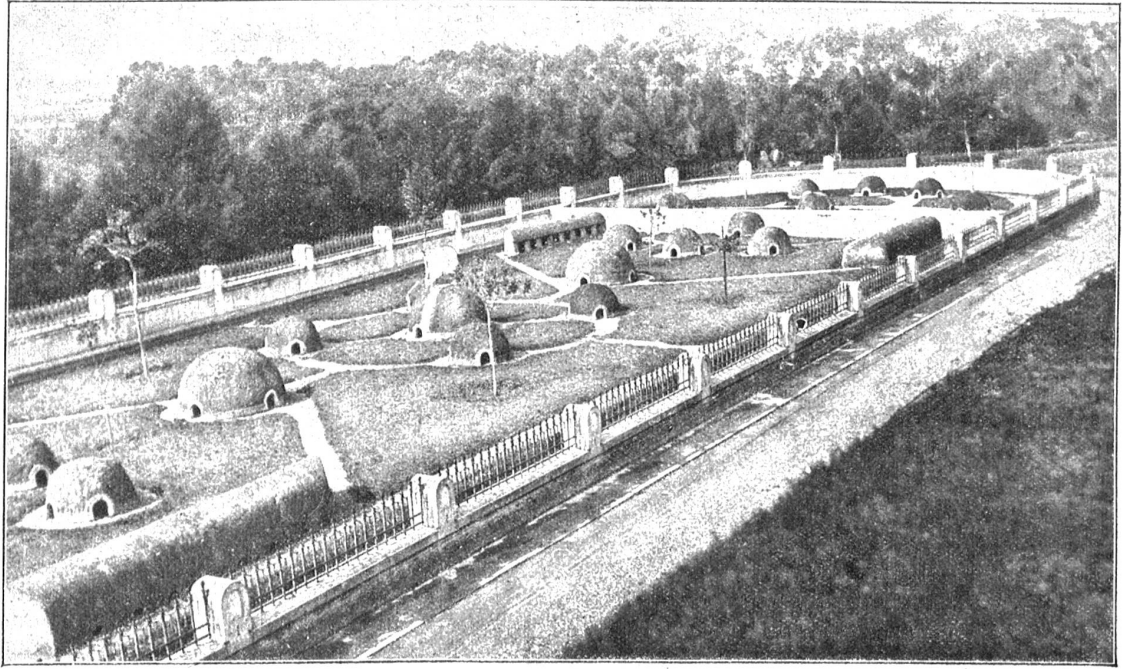


Bau der Rindenkanus am Einschiffungslager.

kodilart im Amazonasstrom sehr gefürchtet wird: mitten in einer Stadt holten sie eine am Fluße arbeitende Wäscherin in die Fluten und verschlangen sie. Hintermann glaubt, daß die Krokodile wegen des ungeheuren Fischreichtums der Paraguaiquellflüsse so sattgefressen sind, daß sie auf den Angriff größerer Lebewesen verzichten. Gefährlicher als die Krokodile ist der forellengroße Piranha-Fisch. Er greift, in Scharen und Schwärmen vorkommend, Menschen und ba-

ndendes Wild an, und in wenigen Minuten ist z. B. ein Tapir zum Skelett gefressen. Der Fisch ist so sehr gefräßig, daß dort, wo er vorkommt, eine Hungersnot der Reisenden nie vorkam. Er beißt auf den geringsten Köder, wittert Blut von weitem und springt in der stockdunklen Tropennacht in die erleuchteten Bote der Fischer. Der Fang muß jedoch vorsichtig vorstatten gehen, wenn man alle seine Finger behalten will.

Im Norden des Plateau von Matto Grosso liegt das Indianerdorf Simon Lopez, der Wohnort der „zahmen“ Bakairi. Es wurde von der brasilianischen Indianerfürsorge zu dem Zwecke gegründet, den wilden Stämmen von diesem Zentrum aus bessere Lebensbedingungen zu verschaffen; von hier aus wanderten die eisernen Wald-Haummesser (gertelähnliche Dinger), Aexte, Küchenmesser und andere Geräte zu den Indianerstämmen, die noch auf der Stufe des Steinzeitalters standen und erst seit etwa zwanzig Jahren Werkzeuge kennen, die nicht nur aus Holz, Knochen und Stein bestehen. Nun wurde es für diese Wilden, die in der Regel friedlich nebeneinander wohnen, bedeutend leichter, den harten Kampf um ihr Dasein zu führen. Der Wald läßt sich rascher und gründlicher roden, um Gärten und Pflanzstätten für Manioka und einige andere Nutzpflanzen anzulegen. Das Häuser- und Kanubauen geht rascher vorstatten, mit den eisernen Angeln läßt sich rascher



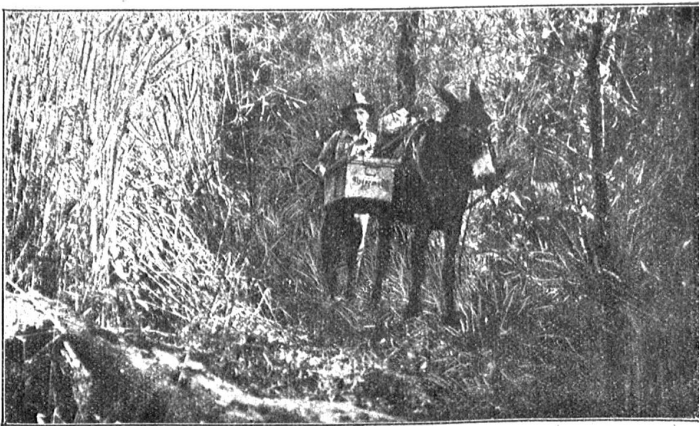
Schlangengarten mit Schlangenhäuschen in Butantan.

und zuverlässiger fischen. So werden die Lebensbedingungen leichter, der durch vielen Abortus herbeigeführte Geburtenrückgang verschwand bald, und heute nimmt bei allen Stämmen die Bevölkerung wieder rasch zu. Bis zu den wildesten und kriegerischsten Stämmen ist der Name des General Rondon, des großen und edlen Indianerfürsorgers Brasiliens, gelangt, und wenn sein Name von den Mitgliedern der Expedition unter Wilden genannt wird, so sieht man diesen die Ehrfurcht an, die sie zu ihrem Wohltäter haben.

Hintermanns Expedition schloß sich einer brasilianischen Militärmission an, die die Aufgabe hatte, die Wasserscheidenverhältnisse zwischen Amazonas und Paraguay zu untersuchen, die Wassermengen der Quellflüsse des nördlichen Matto-Grosso-Gebietes zu messen und mit den unbekannten wilden Indianerstämmen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, indem man sie mit Aexten, Haummessern, Spiegeln, Glasperlenschmuck, Angeln und anderes mehr beschenkte.

Mit dem Verlassen der letzten einigermaßen „zivilisierten“ menschlichen Niederlassung begannen nun die Strapazen und Leiden, die mit einer derartigen Expedition immer verbunden sind, und von denen sich der Europäer in seinem gesicherten Besitz von Kommunikationswegen gar keinen rechten Begriff machen kann.

Der Weg muß mit dem Buschmesser durch einen Vortrab für die Lastochsen und Maulesel gehauen werden. Oft sperren Sümpfe den Durchpaß, vorgehauene Pfade müssen abgeändert werden. Eine dem Auge kaum sichtbare Bodenerhebung ist maßgebend dafür, ob das Wasser unter dem Äquator durch in den Amazonasstrom abfließe, oder ob es seinen Weg nach dem Rio de la Plata tief im Süden nehme. Endlich gelangt man an den fast senkrecht und canonartig in den Sandfels eingeschnittenen Jatobá-Fluß, einem Quellflusse des Xingu, der dem Amazonasstrom zustrebt. Als der Expeditionsleiter glaubt, der Fluß sei schiffbar, werden die angeworbenen Bakairi ausgesandt, um Kanus zu hauen. Die Leute suchen geeignete Jatobábäume, richten an ihnen ein Gerüst auf, etwa so, wie bei uns die Maler, wenn sie ein Haus streichen wollen. Hierauf schneiden sie an einem Baum zwei der Rindenboote zurecht und sprengen hernach die Rinde vom Stamme ab. Im Feuer wird die Hinterseite des Bootes aufgebogen,



Picade durch dichten Bambus am obern Ronuro.



Durchzwängen eines Bootes durch die Krone eines gestürzten Urwaldriesen.

und es ist gebrauchsfertig für die Flußreise. Jeden Abend wird jedes Boot mit Sperrhölzern versehen, damit sich die Rinde nicht verbiege. Etwaige Risse in der Rinde werden mit Lehm oder mit Tuchstücken, die man von den Hemden abreißt, verstopft. Die Ochsen und Esel werden nach Simon Lopez zurückgeschickt, und nun beginnt die Kanureise.

Sie ist vorerst mit großen Hindernissen verbunden. Urwaldriesen, die das Tal säumen, breiten sich als Barrieren über den ganzen Fluß. Sie liegen oft auch unter dem Wasser und bringen die leichten Fahrzeuge dem Rippen nahe. Nur der Geschicklichkeit der mitgenommenen zahmen Bakairi ist es zu verdanken, wenn oft nicht alle Geräte in den Fluß fallen und verloren gehen. Die Barrieren müssen weggeholt werden, oft ladet man die Kanus aus, trägt sie eine Zeitlang weiter und setzt sie, wo der Flußlauf wieder günstigere Verhältnisse aufweist, von neuem ins Wasser. Das verzögert die Reise. Die Nahrungsmittel werden knapp. Fische sind in den stromschnellenreichen Flüssen sehr selten — denn weiter unten ist ein bedeutender Wasserfall, da können sie nicht darüber hinaus springen. Wie eine Erlösung hört die Expedition das Gebrüll einer Schar Affen. Einer der Offiziere erlegt ihrer fünf, die der Koch mit Schmunzeln in Empfang nimmt. Jedermann hilft gerne davon essen, nur ein von Hintermann angeworbener Tschede weigert sich auch beim größten Hunger „meine nächsten Verwandten aufzufressen!“ —

Nachdem die großen Wasserfälle überwunden sind, hören die Stromhindernisse auf, und der Fischreichtum vertreibt die Nahrungsorgen. Man findet Schildkrötenier, und hier und da wird ein Hirsch geschossen. Das bedeutet aber nur für die Weißen ein Fest — den Indianern ist das Genießen von Hirschfleisch verboten. Warum? Hintermann gibt uns darüber keine Auskunft. Wahrscheinlich ist der Hirsch ein ehemaliges Totemtier der Bakairi; ein solches zu töten und zu essen bedeutete gleichviel wie Vaternord. Möglicherweise bestehen noch andere Gründe.

Schließlich wird der Einfluß des Jatoba in den Kingu erreicht. Nachdem die Offiziere ihre Messungen gemacht haben, tritt man nun die Reise einen anderen Nebenfluß hinauf an, nämlich den Kulisevu.

Und alsogleich stößt die Karawane auf nachlebende Wilde vom Stamme der Ramayura. Mit Hilfe der Bakairi wird das anfängliche Mißtrauen bald gebrochen. Die Wilden, die Schildkrötenier suchen, werden zum Essen eingeladen, dann beschenkt man sie mit Angeln, Messern und Gerteln, und schließlich bedeutet man ihnen, man wolle ihre Dorfgenossen ebenso beschenken, wenn man zu ihnen geführt werde. Man vergißt auch nicht, den Namen des Wohltäters der Indianer, General Rondon, zu erwähnen, der wie ein Zauberwort wirkt. Sein Ruf hat sich auch zu all jenen tief im Urwald verborgen lebenden Stämmen verbreitet, die noch nie Weiße von Angesicht

zu Angesicht sahen. Und die Expedition wird in ein Dorf geführt, das zirka 15 Kilometer vom Flußlaufe entfernt in einer durch Brand entstandenen Lichtung liegt.

Auf ganz ähnliche Weise werden später die Malapiti, Nuiti, Uaura und Minacoindianer besucht, alles Wilde, welche Kleidung noch nicht kennen und deren eiserne Gebrauchsgegenstände durch Tausch (im Sinne von Geschenken — den Tauschhandel kennen sie noch nicht) erworben worden waren. Sie finden ihre Nacktheit durchaus nicht als beschämend, und ein Häuptling, dem man ein Paar Hosen schenkt, legt sie stolz über den Rücken, sich mit den „Hosengischlößtern“ eine Kravatte bindend...

Wie die Männer und Kinder, so gehen auch die Frauen völlig nackt daher. Wenn sie über den Geschlechtsteilen ein kleines, dreieckiges Stück Rindenbast tragen, sodann, um bei der sitzenden Arbeit auf den Maniokafeldern nicht von Zeden, Ameisen, Skorpionen, Erdflöhen und anderen Insekten an den empfindlichsten Organen belästigt zu werden. Als Schmutz tragen sie Papageienfedern, vielmehr jedoch eine Bemalung des Gesichtes mit grellen Farben. Woraus sich für die Völkerkunde wieder einmal ergibt, daß die sexuelle Schamhaftigkeit, wie wir Weiße sie empfinden, ein sekundär und sekular erworbenes Gefühl bedeutet, und daß die Kleider ursprünglich allein Schmutz- und Schutzweiden dienten.

Die reichbeschenkten Wilden schenken den Teilnehmern der Expedition völkertundliche Gegenstände, Manioka, Farhina und kleine, aber äußerst willkommene Mengen Tabak. Der letzte Teil der Flußreise ist nun der schwierigste, Man fischt schließlich mit Ekrafit, aber immer noch furren die Magen. Sie und da gelingt es, ein Wild zu erlegen, und dies bedeutet jedesmal ein kurzes Fest.

Es ist kurz vor der Regenzeit, der mit Bekümmernis entgegengesehen wird. Denn dann werden die Ufer überschwemmt, und da, wo man heute einen geschossenen Fühnervogel ausweidet, wird der gefräßige Piranha herumstieben und zerstückeln, was ihm in die Nähe seines Gebisses kommt, das von den Indianern als Schere zum Haarschneiden benutzt wird...! Der Urwald mit seinem Dunkel macht den Weißen auf die Dauer depressiv verstimmt. Der Tschede ist einmal wie tobsüchtig und will alles Kleinschlagen. Man muß ihm mit dem Buschmesser drohen und ihn stehend an einen Baum binden, bis er wieder zur Vernunft kommt. Kleine Mücken, die dem engmaschigsten Moskitoneze trotzen, Zeden, Ameisen und Wespenarten untergraben den letzten Rest von Nervenkraft und es ist nicht verwunderlich, wenn schließlich die ganze Gesellschaft an Malaria erkrankt — dem Fieber, dem fast zu gleicher Zeit der Amazonas-Forscher Professor Koch-Grünberg erlag. — Hintermann leidet außerdem an einer gefährlichen Mittelohrentzündung, und wie durch ein Wunder erreicht er schließlich das Ausschiffungs-



Kinoschaerverständige in einem Kulisevudorf.

lager am Rio Arami, wo eine Ochsen- und Maultierkarawane von Simon Lopez die Uebermüdeten erreicht. Nun wird rasch wieder der zivilisierten Gegend zugestrebt. Dabei geht allerdings der einzige schweizerische Begleiter Hintermanns, ein tapferer 16jähriger Junge, im Busch verloren. Erst nach fast einem halben Jahre sah ihn sein Chef wieder, der inzwischen nach Rio de Janeiro hatte reisen müssen, um sich operieren lassen zu können. Längeres Warten hätte ernstere Gefahren mit sich bringen können: eine Mittelohrentzündung ist kein Spaß, und schon bei seiner Ankunft in Cuyaba hatte man ihm mitgeteilt, daß das eine Trommelfell verloren war.

Heute ist Dr. Hintermann in Zürich wiederum im Lehramte tätig. Er ist der Herausgeber der bekannten Schweizer Jugendschriften (Pro Juventute), hält über seine Reisen Lichtbildervorträge, die in Zürich immer bei ausverkauftem Hause stattfinden und arbeitet an einem zweiten Reisebuche, das über die Indianer am Rio Napo (Nebenfluß des Amazonas aus Ecuador, vom Coto paxi und Chimborazzo herkommend) handelt. Das Buch, aus dem die Angaben zu diesem Aufsatz entnommen sind, liest sich so spannend wie ein Roman und ist mit 95 Abbildungen, Photos und Karten versehen.

Hans Zulliger, Ittigen.

Löwenritt.

Von Ferdinand Freiligrath.

Wüstekönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, lauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Fottentottentrale,
Wenn des jähren Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Raffer einsam schweift durch die Karroo,¹⁾
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Kniend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reittier! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renneers, den der Tiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genicks schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt:
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, lust'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe²⁾ in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweißerin der Gräfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Fährten räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Regend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster rigen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen!
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Baumen und kein Schlag.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlucht glänzen; —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

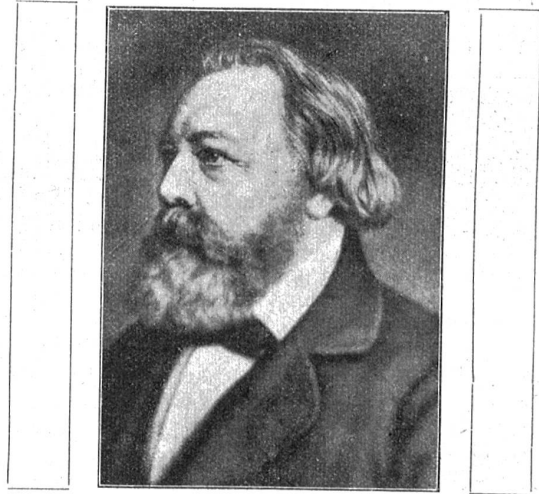
1) Fruchtbarer Dornbusch in der Kaptotonie (Südafrika).

2) Sowjet wie Windstöße.

Ferdinand Freiligrath,

dem Dichter der Volksfreiheit zum Gedächtnis.

Wir haben das Resultat der Volksbewegung gegen die Fürstenabfindung in Deutschland schon gemeldet. Zwölf-



Ferdinand Freiligrath,
der Dichter der deutschen Volksfreiheit. Am 18. März lechthin jährte sich
sein Todestag zum 50. Male.

einhalb Millionen deutsche Männer und Frauen gaben ihre Stimmen ab gegen die geflohenen und abgedankten und nun nach Volksgut begehrtlichen Fürsten. Der Monarchismus scheint in Deutschland gründlich abgewirtschaftet zu haben. Beweis hiefür auch die drei Millionen Reichsbannerleute, die sich um die Farben Schwarz-Rot-Gold scharen.

Wie war es mit diesen Farben?

„In Kimmernis und Dunkelheit,
Da mußt wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen.
Ha, wie das blüht und rauscht und rollt!
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden fladert die Flamme!“

So sang einer der Flüchtlinge von 1848, eben der Dichter, dessen 50jähriger Todestag am vergangenen 18. März das demokratische Deutschland gefeiert hat. Schwarz-Rot-Gold waren von Anfang die Farben der deutschen Demokratie. In den trüben Jahren der Reaktion und Demagogieverfolgung, da Deutschland mit ganz Europa unter Metternichs Joch seufzte, da waren sie verfehmt, und ein todeswürdiges Verbrechen war es, sie zu tragen. Aber die tapfersten deutschen Männer bekannten sich trotz aller Verfolgung zu den Farben der Republik. Freiligrath war unter ihnen. Gleichzeitig ungefähr mit Georg Herwegh ging er ins Exil. Nur kurze Zeit hatte er, Geibels Vorbild befolgend, die goldene Fürstenkette getragen; König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm, durch Humboldt veranlaßt, ein Jahresgehalt von 300 Talern angewiesen; aber Freiligrath fühlte sich gefesselt und gehemmt, und 1844 verzichtete er auf das Jahrgeld des Königs. Dafür schrieb er sein „Glaubensbekenntnis“, worin er Hofmann von Fallersleben, einem von Fürsten geachteter Dichter, die Freundschaftshand hin- streckte:

„... Ich auch, eben vor der Schlacht,
Biete dir die Rechte!
Ja, auch ich steh' kampfbereit,
Gleich sind unsere Zeichen. —
Mit Bewußtsein wag ich's heut',
Dir die Hand zu reichen.“